

Indonesien

Eine andere Welt

In Jayapura kommen Urs und ich nach sechs Stunden Flug erschöpft an. Wir sind seit Jakarta weit und breit die einzigen Touristen. Zuerst besorgen wir uns ein Flugticket – mit freier Platzwahl im Flugzeug – von Jayapura nach Wamena. Man bekommt es nur gegen Bargeld direkt am Flughafen und auch nur, wenn ein Platz frei ist. Das Hin- und Rückreiseticket kostet mich 1.600.000 IDR (=126€).

Bis zum Abflug bleiben uns zwei Stunden, um ein Taxi zur Polizeistation zu nehmen und uns dort eine Reisegenehmigung für Wamena zu besorgen. Die zusätzliche Reisegenehmigung ist aufgrund von Spannungen zwischen der indonesischen Zentralregierung und den Papuas, die für ihre Unabhängigkeit kämpfen, notwendig. Wir finden endlich die Wache, doch diese ist nicht so, wie es sich eine Europäerin wie ich vorgestellt hat. Zwar handelt es sich um ein – für dortige Verhältnisse – großes Gebäude, aber es steht so gut wie leer. Wir suchen die ersten zehn Minuten nach einem Beamten, Polizisten oder sonst einer Person, die uns weiterhelfen könnte. Endlich finden wir jemanden. Uns betreut schließlich der Polizeiinspektor höchst persönlich – in Jogginghose und Flip-Flops.

Ganz ungeniert frage ich: „Gibt es bei Ihnen gar keine Uniformen?“

„In meiner hohen Position brauche ich so etwas nicht mehr“, meint er daraufhin gelassen.

Gut, hätten wir das auch geklärt. Die Reisegenehmigung ist abgestempelt und das Taxi bringt uns zurück zum Flughafen.

Es gibt drei Sicherheitskontrollen, die sehr schlampig durchgeführt werden. So wie bei uns vor einer Kontrolle ein Schild steht, dass man keine Flüssigkeiten mitnehmen darf, hängt dort ein Schild mit Pistolen, Gewehren und Granaten. Es ist neun Uhr und um elf geht laut Plan unser Flug. Beim Check-In Schalter herrscht ein großes Gedränge und Durcheinander. Die Menschen hier drängeln sehr gerne, wenn sie in Schlangen stehen, aufs Einsteigen warten oder durch beengte Bereiche müssen. Eine Schlange existiert nicht, stattdessen werden sowohl wir als auch unsere Rucksäcke neben den Plastiktüten der Papuaner geschubst und gedrängt. Jeder schiebt sich mit Koffern und zwei bis drei Tüten oder Kartons im wilden Durcheinander vor. Wir passen uns dem an, sonst wären wir eine Stunde später vermutlich die Letzten in der Schlange.

Einiges fällt mir gleich zu Beginn auf: Die Menschen sehen anders aus,

riechen anders und verhalten sich anders. Sie sind insgesamt kleiner und haben mehr Speck auf den Hüften. Sie besitzen eine knollige Nase und habe unreine Haut sowie krauses Haar. Ihr Geruch ist schwerer zu beschreiben – er ähnelt altem Holz.

Man sagt uns beim Boarding-Schalter, dass wir noch eine Stunde Zeit haben. Der Flug geht also eine Stunde später als ursprünglich geplant. Nach einiger Zeit merken wir jedoch, dass es insgesamt drei Flieger nach Wamena gibt, die auch noch nicht gestartet sind. Kein Stress, alles ganz entspannt. Wir warten zehn Minuten und weitere 20 Minuten. Zweieinhalb Stunden nach der geplanten Flugzeit heben wir schließlich mit einem Mini-Flieger und freier Sitzplatzwahl in die Lüfte ab. 45 Minuten später kommen wir an. Wenn man diesen Weg mit einem Fahrzeug zurücklegt, kann dies bis zu einer Woche brauchen, da die Fahrbedingungen sehr schlecht sind.

Urs und ich sind von dem langwierigen und sehr anstrengenden Weg total erledigt. Wir schliefen während des Fluges ständig ein und wachten noch müder wieder auf. Draußen aber kommt uns der erste Dani entgegen, die Einheimischen hier, die sich die papuanische Tradition bis heute nicht haben nehmen lassen und sich nur mit einem Penisfuttural – „Koteka“ in ihrer Sprache – bekleiden. Dieser Peniskoteka wird mit einer ganz dünnen Schnur um den Bauch und um den Hodensack herum gebunden.

Im Flugzeug lernten wir einen Einheimischen mit dem Namen Mentari kennen, der uns nun mit dem Gepäck und dem Transport hilft. Wir nehmen ein Fortbewegungsmittel der etwas anderen Art: ein Fahrrad mit einem gemütlichen Sitz vorne dran. Der Sitz ist für zwei Personen etwas eng, aber alleine hat man ausreichend Platz. Ich sitze auf einer weichen Unterlage und über meinem Kopf befindet sich ein im Bogen gespanntes Stoffstück, das mich vor der Sonne schützt.

Mentari bringt uns zu einem Hotel von einem Freund von ihm und schafft uns einen aufdringlichen Einheimischen vom Hals, der uns eine Tour andrehen möchte. Vielleicht fragen sich jetzt ein paar von euch, warum wir dem einen Einheimischen trauen und dem anderen nicht: reine Gefühlssache!

Nachdem wir im Hotel angekommen sind, schlendern wir durch die Stadt und machen uns mit dieser neuen Welt vertraut. Am Straßenrand, rechts und links von uns, liegen Berge von Müll, in denen Schweine ihre Nasen vergraben, in der Hoffnung etwas Essbares zu finden. Diese Müllberge werden von den Einheimischen angezündet und man sieht Rauchwolken aufsteigen. Überall gibt es Schweine, die wichtigsten Tiere für die Dani-Stämme. Ich bemerke zwei Männer, die beide an einer Hand lange Nägel

haben, die schwarz eingefärbt sind. Mentari erzählt uns später, dass es ein Zeichen von Mode und Style ist. Immer wieder fallen mir Männerpaare auf, die Hand in Hand nebeneinandergehen. Das ist hier das Zeichen für eine sehr gute und enge Männer-Freundschaft.

Überall befinden sich rote Flecken auf dem Asphalt der Straße. Sie stammen von der Betelnuss, die von den Einheimischen gekaut wird. Die Betelnuss wird zerkleinert und mit anderen Gewürzen vermischt. Anschließend wird darauf herumgekaut, wodurch sich Zunge und Zähne rot färben, und man wird in einen leicht benebelten Zustand versetzt. Die Hälfte davon wird hinunter geschluckt und die andere Hälfte auf die Straße gespuckt – so hat mir das ein Einheimischer erzählt. Beim Bankautomat hängt sogar ein Verbotsschild, dass man dort das rote Zeug nicht hinspucken darf.

Was mir bei unserem Spaziergang bewusst wird, ist, dass egal, in welchem Land man ist, welche Kultur, Hautfarbe oder Religion die Menschen dort haben oder wie sie leben – Musik verbindet alle auf der ganzen Welt. Jedes Land besitzt seine eigene Musik und seine eigenen Musikinstrumente, gar keine Frage, aber die Musik, die wir vom Radio kennen – obwohl sie schon zehn Jahre alt ist – die kennen die Leute hier auch. Das ist für mich ein schöner Gedanke: Es gibt etwas, das die ganze Welt auf eine gewisse Art und Weise verbindet.

Am Abend treffen wir uns mit einem Guide, der uns die nächsten sechs Tage durch die Wildnis begleiten wird. Kosman ist gute zehn Zentimeter kleiner als ich und zuerst etwas schüchtern. Trotzdem begrüßt er uns mit einem Händeschütteln und einigen Berührungen am Arm, wie es hier üblich ist.

Der sechstägige Trip durch das Baliem-Tal

Gleich am nächsten Tag geht es früh los. Zuerst treffen wir uns mit Kosman in seinem Haus. Er erzählt uns Allgemeines über das Leben hier.

Es gibt drei verschiedene Stämme: die Yali, die Dani und die Lani. Wir werden zu den Dani-Stämmen gehen. Der Unterschied zwischen den einzelnen Stämmen besteht in ihrer Kultur. So hat etwa nicht jeder Stamm Schrumpfmumien von seinen Stammesoberhäuptern hergestellt. Diese Schrumpfmumien werden auch „Mummys“ genannt. Zunächst wird der Magen des Verstorbenen rausgenommen und anschließend der Verstorbene selbst über einem Feuer aufgehängt und getrocknet. Die Mumien, die es hier noch gibt, sind etwa 200 Jahre alt. Viele wurden schon von Wür-

mern oder Insekten zerfressen. Heutzutage wird diesem Brauch nicht mehr nachgegangen, da die Missionare sehr viel Einfluss auf das Leben, die Kultur sowie die Religion der Papuaner genommen haben.

Kosman erzählt uns von den ersten Missionaren, die hier herkamen. Die Dani-Stämme hatten zunächst Angst vor ihnen, weil sie noch nie weiße Menschen gesehen hatten. Die Missionare ließen sich am Flussrand in Zelten nieder und warteten ab, bis die Danis neugierig wurden. Zuerst versteckten sich die Einheimischen im Wald und beobachteten die Weißhäutigen von dort aus. Nach einiger Zeit gewannen die Missionare ihr Vertrauen und langsam traute sich ein Dani nahe heran. Die Missionare gaben ihm Salz zum Probieren. Die Papuaner fanden das gut. Als Nächstes gaben sie ihnen Seife zum Waschen. Danach bekamen die Einheimischen Äxte, um einen Baum innerhalb von Minuten zu fällen, anstatt dafür wie bisher mit einem Stein eine ganze Woche zu benötigen. Sie zeigten ihnen auch, dass man sich im Fluss wäscht und die Leute sahen wie sauber man sein kann. Andere Missionare bauten Häuser und Schulen und erzählten ihnen etwas über das Christentum – das ist es jedenfalls, was man uns erzählt.

Mir fallen an der Wand von Kosman zwei Bilder von Jesus am Kreuz auf, die für mich nicht hierher passen. Auf unsere Frage, ob er es gut findet, dass die Missionare hier waren und teilweise noch immer sind, antwortet er: „Es macht vieles einfacher für die Menschen hier.“

Das Klo von Kosman steht im Garten und ist von drei Holzwänden umgeben. Am Boden sind Steine im Kreis aufgelegt und in der Mitte ist lediglich eine Vertiefung. Klopapier habe ich selbst mitgebracht und ich schmeiße es nach dem Toilettengang in das Loch. Ich befürchte, dass ich in den nächsten Tagen Verstopfungen bekommen könnte, wenn ich beim Toilettengang unentspannt meine akrobatischen Übungen durchführen muss.

Kurz vor unserem Aufbruch kommt unser Träger Jonas. Er unterstützt uns die nächsten Tage beim Tragen der Nahrungsmittel und Kochutensilien. Den Großteil unseres Gepäcks lassen wir im Haus von Kosman zurück, den Rest tragen Urs und ich selbst. Das Gepäck, das Kosman und Jonas tragen, enthält nur Nahrungsmittel und Kochutensilien. Sie selbst brauchen nichts außer der Kleidung, die sie Tag und Nacht am Körper tragen. Die erste Etappe unserer Reise bewältigen wir mit einem Public Car. Im Prinzip ist das nichts anderes als ein öffentlicher Bus, nur dass es in diesem Fall ein Auto ist. In dem Gefährt, das normalerweise für acht Personen zugelassen ist, sitzen 18 Personen und ein Schwein. Die Gepäckstü-

cke sind oben auf dem Dach befestigt, wo jemand sitzt und darauf aufpasst. Hätte ich der Fahrt als Außenstehende zugesehen, hätte ich sie für eine Szene aus einer übertriebenen Hollywood-Komödie gehalten. Nun sitze ich selbst mittendrin. Bei der Fahrt sind viele Kirchen zu sehen und bei einer bemerke ich eine riesige Jesusstatue davor, die ungefähr sechs Meter hoch sein müsste. Die Straßen sind in Ordnung. Hie und da fahren wir durch ein kleines Flüsschen und über Schotterwege, doch daran habe ich mich mittlerweile gewöhnt.

Nach 40 Minuten Fahrt und einem kleinen Zwischenstopp wegen eines Gebrechens am Fahrzeug beginnen wir unsere Wanderung. Zunächst bewegen wir uns durch zwei langgezogene Berghänge, das sogenannte Baliem-Tal. In der Mitte fließt ein breiter, reißender Fluss, der Baliem.

Wir kommen nur langsam voran, da wir einen Pfad entlangwandern, der so schmal ist, dass beide Füße nebeneinander keinen Platz haben. Wir müssen jeden einzelnen Schritt zu 100 Prozent kontrolliert auf den Boden setzen, denn wenn wir eine Sekunde aufschauen und mit einem Fuß falsch auftreten würden, würden wir einige hunderte Meter in den Abgrund stürzen. So geht es Meter für Meter weiter den Berghang entlang. Ich setze vorsichtig einen Fuß vor den anderen, ohne dabei den Weg aus den Augen zu lassen. Es ist ein steiniger Trampelpfad und ich bemerke aus dem Augenwinkel den steilen Abgrund rechts neben mir. Ich möchte einerseits die Umgebung rund um mich intensiv wahrnehmen und genießen, andererseits bin ich aber zu sehr auf meine Schritte fokussiert.

Aufgrund des anspruchsvollen Weges kommen wir nur langsam voran. Ich spüre, wie mein Herz schneller klopft als sonst und manchmal wird mir ein klein wenig schwindelig – vielleicht weil ich mich zu sehr auf den Boden konzentriere oder mir die pralle Sonne auf den Kopf scheint.

Trotz meines durchaus guten und festen Schuhwerks habe ich Angst umzuknicken. Die Einheimischen gehen barfuß und ihre Füße sind platt getreten und rissig. Unser Träger Jonas legt die Wanderung in den sechs Tagen auch barfuß zurück und unser Guide Kosman bewältigt die schwierigen Pfade mit Flip-Flops, was für mich unbegreiflich ist.

Unterwegs treffen wir immer wieder auf Einheimische und Urs und ich merke bald, dass es hier üblich ist, jedem die Hand zu geben und eine Begrüßung entsprechend der Tageszeit zu murmeln. Die Menschen berühren jeden, wenn sie ihn begrüßen. Sie geben die Hand und fassen einen an der Schulter und den Armen an. Das ist hier etwas ganz Normales und für uns zu Beginn gewöhnungsbedürftig. Man kennt das Winken nicht – wenn ich winke, schauen die Menschen oft verwirrt drein.

Ein intensiver und unangenehm stechender Geruch kommt uns oft entge-

gen, wenn uns die Einheimischen auf dem Weg begegnen. Ein Zeichen dafür, dass der letzte Washtag schon etwas länger zurückliegt, denke ich. Washtag ist üblicherweise jeden Sonntag. Am Fluss wird die Kleidung, die die Einheimischen tagein und tagaus tragen, gereinigt, und auch sie selbst baden im Fluss, erzählt uns Kosman. Urs und ich fragen uns, ob sie sich mit Seife waschen oder nur mit dem Flusswasser. Auch Jonas und Kosman fangen nach einigen Tagen an, sehr unangenehm zu riechen und machen keine Anstalten, sich im Fluss zu baden. Gestern haben wir eine schwangere Frau gesehen und da fängt man an, darüber nachzudenken, wie eine Geburt ohne jegliche Hygienemaßnahmen abläuft. Immer wieder werden wir mit Dingen konfrontiert, die schwierig für uns nachzuvollziehen sind. Wir hinterfragen vieles und bei einigen Dingen erkundigen wir uns auch bei Kosman – aber nicht bei allem.

Nach einer langen Wanderung an unserem ersten Tag kommen wir bei einer kleinen provisorischen Polizeistation vorbei, bei der wir unsere Reisegenehmigung vorzeigen und als Bestechung eine Packung Zigaretten dalassen müssen. Uns wurde vorab von Kosman nahegelegt, dass wir Zigaretten kaufen sollen, weil die Leute hier viel rauchen und uns immer wieder danach fragen werden. Die Zigaretten dienen auch als Geschenk dafür, dass wir die Einheimischen fotografieren dürfen. Für die Kinder haben wir Süßigkeiten mit. Die Zigaretten riechen angenehm und man sagt mir, dass sie sehr gut schmecken, weil Nelken enthalten sind. Anhand des Buches, in das wir uns eintragen, können wir ableiten, dass in diese Gegend nur selten Touristen kommen.

Wir marschieren weiter. Nach einiger Zeit halten wir an und setzen uns am Straßenrand hin. Wir bekommen von Kosman Süßkartoffeln in Fett gebacken und Bananenbrot.

Nach 15 Minuten Rast brechen wir wieder auf und kommen bald zu einer weiteren Polizeistation. Wir müssen nochmals die Reisegenehmigung vorzeigen und diesmal lässt Kosman zwei Zigarettenpackungen dort.

Der Weg führt uns weiter zu einer Brücke, die uns auf die andere Seite eines kleineren Flusses bringen soll. Fünf Minuten zuvor haben wir von einem Einheimischen erfahren, dass weiter vorne, wo unser Weg hinführen soll, eine Brücke kaputt gegangen ist und diese unpassierbar sei. Es handelt sich um eine Hängebrücke, bei der zwar viele Holzlatten fehlen, die wir aber dennoch passieren wollen. Einzelnen, einer nach dem anderen, überqueren wir die Brücke. Stabilität ist eine Eigenschaft, die in keinsten Weise auf diese Brücke zutrifft. Jonas macht den Anfang und überquert schwer beladen die Brücke. Ich komme als Nächstes dran. Schon bei dem Gedanken, eine Brücke zu überqueren, unter der ein reißender Fluss ist,

rennt mir ein kalter Schauer über den Rücken. Es kommt hinzu, dass die Brücke sehr instabil ist und das vermindert meine Angst nicht. Bevor ich losstarte, lege ich mir ein Mantra fest: rasch und zügig über die Brücke gehen und nur nach vorne schauen. Ich mache den ersten Schritt, während ich mein Mantra wie ein Gebet innerlich immer und immer wieder aufsa-ge. Mein ganzer Körper verkrampft sich, während ich einen Fuß vor den anderen setze. Ich spüre, wie sich Schweißperlen auf meiner Oberlippe und Stirn bilden und mir ist heiß und kalt zugleich. Ich konzentriere mich auf jeden einzelnen Schritt. Ich mache sehr kleine Schritte und immer wieder auch große, um Lücken zu überspringen, wenn Holzbretter fehlen. Ich habe bereits das erste Drittel überquert und merke, wie sich die große Hängebrücke leicht hin und her bewegt. Ich sehe Jonas am Ende der Brücke geduldig auf mich warten und wünsche mir, ich wäre schon näher am Ende.

In der Mitte der Brücke wird meine Panik am größten. Hier hängt sie am meisten durch und schwankt am stärksten nach rechts und links. Ich würde am liebsten stehen bleiben, aber gleichzeitig ist mir klar dass ich dann nicht mehr die Überwindung hätte weiterzugehen. Ich rufe mir wieder mein Mantra ins Gedächtnis und sage es mir selbst immer wieder vor: „Rasch und zügig über die Brücke gehen und nur nach vorne schauen.“ Ich habe das Gefühl mich jede Sekunde übergeben zu müssen und bringe all meine innere Stärke auf, um nicht stehen zu bleiben. Ein Schweißtropfen läuft mir von der Stirn über meine Schläfen, runter auf die Wange und versiegt. Ich vernehme das Rauschen des Flusses, der sich 30 Meter unter meinen Füßen befindet und gehe wie in Trance weiter. Ich sehe, wie der Abstand zu Jonas immer kleiner wird und merke, dass meine Schritte immer schneller werden. Die Brücke führt nun vom tiefsten Punkt in der Mitte leicht nach oben zum Ende. Ich gehe die letzten Schritte auf Jonas zu, er streckt mir seine Hand entgegen und ich habe es geschafft. Ich spüre wieder festen Boden unter meinen Füßen und vor Erleichterung, endlich auf der anderen Seite zu sein, hocke ich mich hin und vergrabe mein Gesicht in meinen Händen. Das hat mich viel Kraft und Energie gekostet und umso dankbarer bin ich, es geschafft zu haben.

Nun wandern wir weiter, einen Fuß vor den anderen und in vollster Konzentration. Das Gepäck ist auf unseren Rücken, die Sonne brennt herunter und meine Gedanken fangen an zu schweifen.

Wir kommen schließlich zu einem Dorf. Ein solches besteht meist aus vier bis sieben Hütten, die aus Bambus, Stroh und Holz gebaut sind. Strom oder fließendes Wasser gibt es nicht. Stattdessen werden Kerzen verwendet, Wasser vom Fluss geholt oder Regenwasser in Behältern ge-

sammelt. Eine Kirche, die sehr schön und modern aussieht, steht in der Mitte des kleinen Dorfes, doch irgendwie passt sie nicht hierher.

Kosman klärt uns über die Kirchen, die als Holzhäuser mit Wellblechdächern inmitten der alten traditionellen Hütten stehen, auf. Die Missionare, die meistens von Europa hier herkommen und die Dörfler zu ihrem Glauben bekehren wollen, bringen sie dazu, Kirchen zu bauen und sich dem christlichen Glauben voll und ganz hinzugeben. Das ist ein Thema, zu dem ich hier nichts schreiben werde. Ich kann nur so viel sagen, dass es sich verkehrt anfühlt, dass inmitten von so viel Armut und Hütten aus Stroh plötzlich ein Haus mit Wellblechdach gebaut wird. Die Menschen jedoch sind dankbar und froh darüber und ich denke, das ist ein Thema, worüber man lange diskutieren könnte. Die Missionare haben den Danis beispielsweise auch gezeigt, was man alles anbauen kann und ihnen Gemüse mitgebracht.

Wir sitzen vor einer Strohütte und erst morgen geht es zum nächsten Dorf weiter. Am Abend sitzen wir mit den Einheimischen in ihren Küchen zusammen, obwohl es nicht solche Küchen sind, wie ihr euch sie womöglich vorstellt. Vielmehr handelt es sich um Holzhütten, die so niedrig sind, dass wir uns beim Hineingehen tief hinunter bücken müssen. Drinnen befindet sich eine Feuerstelle und man sitzt rund um das Feuer auf dem Boden, der mit trockenem Gras ausgelegt ist. Hier wird gekocht und zusammen gegessen.

Zwischendurch werde ich nachdenklich. Es ist toll, was ich hier erlebe und dass ich die Möglichkeit habe, in so eine andere Welt Einblick zu erhalten. Wenn ich mich mitten im Geschehen befinde, wird das Ungewöhnlichste schon nach kurzer Zeit zur Normalität und ich nehme Dinge, die mich im ersten Moment erschreckt haben, nicht mehr wahr. Zur gleichen Zeit erscheint es mir so unwirklich, mit diesen Menschen in ihren Hütten am Feuer zu sitzen. Das ist keine touristisch nachgebaute Veranstaltung, sondern es ist so, wie es wirklich ist. So weit in eine fremde Kultur einzutauchen und hautnah zu erfahren, wie die Menschen hier leben und wie sie täglich ums Überleben kämpfen, ist schön aber hart. Es wird einige Zeit brauchen, bis ich verarbeiten werde, was ich hier erlebe und sehe. Ich hoffe sehr, dass mir genau diese wundervoll unrealistischen Momente immer in Erinnerung bleiben und sie sich auch später noch greifbar nahe anfühlen werden.

Kosman und Jonas machen schließlich Feuer in der Hütte und wir setzen uns dazu. Wir sind erst eine Minute drinnen und müssen schon wieder raus, weil uns die Augen tränen und die Nase zu laufen anfängt. Der Rauch, der sich in der Hütte entwickelt, kann nicht – wie ich es angenommen habe – durch eine Öffnung im Strohdach abdampfen. Er staut

sich in der Hütte an und somit erklärt sich eine andere Sache: Alle Menschen in den Dörfern haben laufende Nasen. Eingetrockneter Rotz klebt ihnen über der Oberlippe. Durch die starke Rauchentwicklung in den Hütten fängt die Nase an zu rinnen und so etwas wie Taschentücher gibt es hier nicht. Nach einer Weile gewöhnt man sich aber an die starke Rauchentwicklung – jedenfalls ein bisschen. Endlich ist das Essen fertig. Es gibt weißen Reis, Nudeln und dazu grünes Gemüse, Dosenfleisch und Tofu im Fett gebacken, wie es hier üblich ist. Klarerweise essen Kosman und Jonas mit, aber auch drei Kinder, ein Mann, der öfter auf die Kinder aufpasst, und noch ein weiterer Einheimischer sind dabei. Beim gemeinsamen Essen in den Hütten beobachte ich die Kinder dabei, wie sie riesengroße Portionen verdrücken. Im Alter von fünf Jahren essen sie oft mehr als ich.

In unseren Preisberechnungen ist das Budget fürs Essen ziemlich hoch einkalkuliert und bald wissen wir auch wieso. Wir zahlen den Menschen in dem jeweiligen Dorf Geld für die Übernachtungen und versorgen täglich vier bis – sage und schreibe – 20 Leute beim Mittag- sowie auch beim Abendessen. Zuerst bekommen wir ausreichend zu essen und der Rest wird an die Familien im Dorf aufgeteilt. Es wird uns beim Essen zugesehen und erst wenn wir fertig sind, fangen die Dorfbewohner zu essen an. Es bleibt immer genügend für alle übrig. Mir ist das sehr unangenehm. Auf meine Aufforderung hin, dass ich gerne mit den Dorfbewohnern gemeinsam essen möchte, lehnt Kosman ab und erklärt mir, dass dies nicht üblich ist.

Das Hauptnahrungsmittel sind Kartoffeln und deswegen wird der Reis, den wir mitbringen, in Unmengen gekocht. Wir fragen Kosman, ob die Menschen hier die Touristen mögen und er meint darauf: „Sehr, weil sie Geld bringen, Essen und auch manchmal Medizin gegen Malaria und Kopfschmerzen. Durch die Armut können sich die Menschen nur Kartoffeln leisten. Wenn aber Touristen kommen, kriegen sie auch mal Reis, Nudeln oder andere Nahrungsmittel. Deswegen mögen sie die Touristen.“

Wir sitzen alle zusammen und Kosman erzählt: „Es gibt in den Dörfern getrennte Schlafräume: eine Männer- und eine Frauenschlafhütte. Die Männer schlafen eher weiter oben am Berg und die Frauen talwärts. Die Kinder sind in den Frauenhütten untergebracht und schlafen nicht wie die Eltern am Boden, sondern auf etwa ein Meter hohen Gestellen, die sich knapp unter dem Strohdach befinden, weil es dort wärmer ist. Die Hitze des Feuers, das die ganze Nacht über brennt, steigt auf. Die Dani-Stämme schlafen grundsätzlich zusammen mit ihren Schweinen in den gleichen Hütten. Die Tiere schlafen bei der Tür und die Menschen weiter hinten in

der Hütte.“ Ich denke mir, dass das wahrscheinlich als Schutzmaßnahme vor unerwünschten Eindringlingen dient.

„Wie kommt es eigentlich zum Geschlechtsakt, wenn die Einheimischen in unterschiedlichen Hütten übernachten?“, frage ich an Kosman gerichtet.

„Wenn die Kinder eingeschlafen sind, machen die Männer manchmal mit den Frauen aus, dass sie zu ihnen herunterkommen und Sex haben. Das passiert zwei bis drei Mal pro Woche“, meint Kosman. „Die Männer dürfen nicht zum Frühstück in die Frauenhütte kommen. Stattdessen stehen die Frauen in der Früh auf, kochen und bringen das Frühstück hinauf zu den Männern. Am Abend passiert dies genauso. Es wird nur zwei Mal am Tag gegessen, morgens und abends“, fährt er fort. „In Wamena war es früher so, dass die Familie des Mannes der Familie der Braut ein Schwein überlassen muss. Es sind reine Zweckehen, keine Ehen aus Liebe. Der Vater des Bräutigams oder der Bräutigam selbst schaut, welche Familien viele Schweine halten, und fragt, ob er eine Tochter dieser Familie heiraten darf. Im Laufe der Zeit hat sich das etwas geändert und die Ehepartner, die heiraten, lieben sich meist auch. In den Dörfern hingegen haben die Männer oft mehrere Frauen, fünf bis sechs.“

Wir lassen den ersten Tag mit Kosman, Jonas und den Dorfbewohnern ausklingen und ich verarbeite in Gedanken die ersten Eindrücke des Abenteuer-Trips.

Heute schlafen wir in einem Haus. Wir haben eine Matratze bekommen und darauf legen wir unsere Schlafsäcke. Normalerweise wohnt in dem Haus eine Mutter mit ihren drei Kindern. Der Vater ist vor zwei Jahren gestorben und die Mutter ist nun die meiste Zeit in Wamena, um dort Geld zu verdienen. Sie kommt alle drei Wochen zu den Kindern, doch in der Zeit, in der die Mutter nicht da ist, sind die drei Kinder im Alter von ungefähr vier, sechs und acht Jahren alleine.

Die drei Kinder gehen am nächsten Tag eine Stunde mit uns mit und helfen Jonas und Kosman beim Tragen. Nach unserer Wanderung heute, die nur sehr kurz gedauert hat, kehren wir in das nächste Dorf ein. Hier gibt es kein Licht und zum Glück haben wir zwei Kerzen und Stirnlampen mit. In den Dörfern gibt es kein fließendes Wasser und so müssen wir wahrscheinlich die nächsten Tage auf unsere Körperhygiene verzichten. Tagsüber sind viele Fliegen unterwegs, die ständig überall auf mir sitzen: auf meinen Beinen, auf meinen Armen und in meinem Gesicht. Dafür habe ich von Moskitos noch gar nichts mitbekommen.

In dem Dorf gehen wir ein bisschen herum, Urs und ich. Ein Kind folgt uns. Ich strecke dem Kind die Hand entgegen und biete ihm an, uns zu

begleiten. Nach nur drei Minuten drängen sich sieben Kinder rund um uns und es werden immer mehr. Wir werden ununterbrochen angestarrt, jeder Schritt und jede Bewegung wird beobachtet. Das kann nach einer Weile ganz schön anstrengend werden. Wir setzen uns auf den Boden in die Wiese und die Kinder bleiben stehen und starren uns weiterhin an.

Wir versuchen mit Händen und Füßen mit den Kindern sowie der Frau eine Zeitlang zu kommunizieren, bis wir uns schließlich langsam zurückziehen. Bei uns gilt es als unhöflich zu starren, die Dani hingegen scheinen damit kein Problem zu haben. Wenn wir in ein Dorf kommen, sind wir prinzipiell der Mittelpunkt. Kinder, aber auch Erwachsene, sitzen oft um uns herum oder starren uns an, beobachten uns oder begleiten uns ein Stück auf unserem Weg. Viele Menschen hier haben noch dieses herzlich Kindliche in sich und es ist schön, mit ihnen gemeinsam zu lachen. Gesten sind sehr hilfreich, denn man muss nicht immer eine Sprache beherrschen, um sich verständigen zu können.

Die Dani werden nicht älter als 40 oder 50 Jahre. Jonas sieht aus als wäre er zwischen 22 und 25 Jahre alt, er ist aber erst 17. Kosman hätte ich auf 44 Jahre geschätzt, aber er ist erst um die 34. Er kennt sein Alter selbst nicht genau, weil seine Eltern gestorben sind als er noch ein Kind war und so ergeht es leider vielen hier. Die Menschen schauen viel älter und mitgenommen aus. Mit rund 20 Jahren oder teils noch jünger haben sie oft schon drei Kinder. Oft zeigen uns die Frauen ihre Hand und wir sehen ein bis vier abgeschnittene Finger. Manchmal haben sie auch ein zur Hälfte abgeschnittenes Ohr. Wenn in der Familie ein Sohn, eine Tochter oder ein anderer naher Verwandter stirbt, erklärt uns unser Guide, schneiden sich die Mütter mit einem scharfen Stein einen Finger ab. Wenn sie schon zu viele Finger abgeschnitten haben, fangen sie an, den oberen Teil eines Ohres schräg abzuschneiden. Damit bringen sie ihre Trauer zum Ausdruck.

Das Leben läuft in den Dörfern wie folgt ab: Die Menschen stehen mit der Sonne auf und gehen mit der Sonne schlafen – eigentlich das Natürlichste auf der Welt. Tagsüber kümmern sie sich um die Kartoffelernte, damit sie für den Abend etwas zu essen haben. Mehrmals im Monat müssen sie den langen Weg nach Wamena zurücklegen, um dort ihre Ernte zu verkaufen und dafür andere Nahrungsmittel zu erwerben. Je weiter wir uns von Wamena entfernen, desto ärmlicher werden die Verhältnisse, in denen die Menschen leben, und desto längere und härtere Wege müssen diese zurücklegen, um in die Stadt zu kommen.

Am Morgen unseres dritten Tages gibt es um halb acht Uhr Frühstück und danach brechen wir zu einem fünf- bis sechsstündigen Marsch auf. Ich

habe das Gefühl, dass es Kosman und Jonas gut geht, weil sie sich keine Sorgen ums Essen machen müssen. Wie das sonst so ist, weiß ich nicht, doch ich kann mir vorstellen, dass sie oft hungrig zu Bett gehen.

Wir haben Glück mit dem Wetter. Tagsüber haben wir Sonnenschein, es ist aber nicht so heiß wie beispielsweise auf Bali. Nachts regnet es. Umso mehr Vorsicht ist dadurch geboten, denn die Wege werden noch gefährlicher, weil sie rutschig und matschig sind. Wir gehen langsam und konzentriert. Jeder Schritt muss vorsichtig und zielsicher vor den anderen gesetzt werden, sonst besteht die Gefahr, auszurutschen oder umzuknicken. Da kann es leicht passieren, dass man einen Abhang hinunterrutscht. Die Wanderungen sind körperlich nicht sehr anstrengend, aber geistig dafür umso mehr. Man muss die ganze Zeit voll da sein und sich konzentrieren. Nach einiger Zeit Fußmarsch kommen wir zu einem Fluss und machen dort Rast. Wir sind nicht alleine und es springt kurze Zeit später eine Schar von Kindern um uns herum. Kosman macht Feuer, um uns Mittagessen zu kochen – Nudelsuppe mit Gemüse. Die Menschen in den Dörfern essen immer mit der Hand, aber unser Guide hat für uns Löffel mit. Als Kosman den Kindern, die sich um unsere Feuerstelle versammelt haben, einen Löffel anbietet, streiten sie sich darum, wer mit dem Löffel essen darf. Besteck besitzen diese Menschen nicht, deswegen ist es etwas Besonderes für sie.

Urs geht nach dem Essen im Fluss baden und wäscht sich. Ich verzichte darauf, weil ich mich unmöglich vor Kosman, Jonas und den Kindern ausziehen kann.

Wir gehen weiter zum nächsten Dorf. Dort werden wir beim Pastor des Dorfes in einem Holzhaus übernachten, das mit Stroh bedeckt ist. Nach unserer Ankunft und der Begrüßung unternehmen wir mit dem Pastor einen Rundgang durchs Dorf. Wir treffen jede Menge Leute, die uns die Hand schütteln. Im Dorf stehen schöne klassische, runde Hütten mit Strohdach.

Die Behausungen in den Dörfern des Baliem-Tals sind meistens rund oder ellipsenförmig und nicht höher als ein groß gewachsener Mann. Es gibt verschiedene Hütten, die für unterschiedliche Zwecke genutzt werden: die, in denen nur geschlafen wird, sind kleiner und vier kräftige Holzstäbe ragen oben aus dem Dach raus. Bei länglichen Hütten stecken auf der einen Seite des Daches außen vier Stäbe, auf der anderen Seite aber keine. Somit erkennt man schon von außen, in welcher Hütte das Schlaflager ist und welche Hütte als Küche dient. Bei dem Rundgang entdeckte ich vor einer Hütte eine Feuerstelle. Ich frage nach, wieso die Einheimischen eigentlich nicht draußen kochen, dann würde schließlich nicht so eine

extreme Rauchentwicklung in den Hütten entstehen. Daraufhin meint Kosman, dass, wenn die Frauen alleine sind, sie drinnen kochen und wenn mehrere anwesend sind oder Zeremonien stattfinden, draußen gekocht wird. Die Wände der Hütten bestehen aus geflochtenen Blättern, wovon nur ein halber Meter ersichtlich ist. Der Rest wird von getrocknetem Grün, das von der Dachspitze bis nach unten gelegt wird, verdeckt. Um durch den Eingang zu kommen, muss man sich weit nach unten bücken oder sogar in die Hocke gehen. Es befinden sich eine oder sogar zwei Feuerstellen in der Mitte der Hütte. Wir sitzen immer beim Aus- und Eingang, weil dort die Luft am besten ist. Es ist amüsant zu beobachten, dass die Papuaner, wenn sie aus der Hütte wollen, ihre Hand mit den Fingerspitzen nach unten ausstrecken, wie eine umgekehrte Haifischflosse. Damit zeigen sie den Weg an, den sie hinausgehen möchten. Das macht hier wirklich jeder.

Die Wege vor den Hütten sind rechts und links mit Holzscheiten versehen, sodass ich klar erkennen kann, wo sich der Eingang der Behausung befindet. Zwischen den runden Stroh Häusern gehen Mauern aus Stein durch. Es macht für mich den Anschein, als ob diese Steinmauern sorgfältig erbaut worden sind. Sie sind knapp einen Meter hoch und die Steine, jeweils halb so groß wie ein Fußball, sind übereinander geschichtet. Dazwischen gedeiht saftig, grünes Gras und Palmen ragen in die Höhe.

Die Männer tragen oft einen Kranz am Kopf, der mich an einen Heiligenschein erinnert. Der Kranz wird aus Hühnerfedern gemacht. Sie brauchen ihn unter anderem als Sonnenschutz, wie Kosman verrät.

Die Dani haben eine andere Zeiteinschätzung, besser gesagt, ein anderes Zeitgefühl als wir. Anfangs meinte Kosman, dass wir jeden Tag bis zu fünf oder sechs Stunden unterwegs sein werden. Die ersten beiden Tage marschierten wir nicht lange und gestern kündigte er an, dass wir drei Stunden wandern würden und es waren nur eineinhalb. Einmal meinte Kosman: „Wir brauchen noch 20 Minuten zum nächsten Dorf.“ Angekommen sind wir höchstens fünf Minuten später.

Wir schlafen in einem grausigen Bett, in dem des Priesters. Es ist schmutzig und riecht ekelhaft nach modrigem, verschimmeltem Stoff. Trotz allem schlafen wir lange, über zwölf Stunden. Urs hat seit gestern in der Nacht Bettwanzen. Das sind Tierchen, die in Matratzen oder Bodenmatten leben und uns Menschen beißen und lauter rote Punkte auf der Haut hinterlassen. Es juckt fürchterlich und die roten Punkte halten circa zwei Wochen an.

Im nächsten Dorf bekommen wir unsere eigene Hütte, genauso wie ich es mir vorgestellt habe: eine richtige Strohhütte, mit Strohdach und einem

Stück Fleecestoff auf dem Boden. Wir legen unsere Schlafsäcke hin und schlafen direkt am Boden. Das ist mir um einiges lieber als in einem stinkenden Bett übernachten zu müssen. Es wird wahrscheinlich härter und kälter werden als die Nächte zuvor, aber das ist es mir wert.

Ich habe in den sechs Tagen nur einmal die Möglichkeit mich am Rande des breiten, reißenden, lauten, eiskalten und nicht gerade sauberen Flusses Baliem zu waschen. Gestern habe ich mich mit Feuchttüchern am ganzen Körper abgewischt, um mich wieder halbwegs sauber zu fühlen, doch das hat nur spärlich funktioniert. Urs und ich gehen an den Fluss und versuchen die Einheimischen, die uns nachgehen, abzuwimmeln, um in Ruhe unser Waschritual durchführen zu können. Die Wassermassen sind so laut, dass wir nicht hören können, ob jemand in der Nähe ist. Urs macht den Anfang, zieht sich aus und verschwindet bis zum Hals in dem stark strömenden Gewässer. Seine Körperpflege ist schnell geschehen. Nun bin ich an der Reihe. Ich mache mir einige Gedanken, dass mich Einheimische sehen könnten und dies löst in mir ein ungutes Gefühl aus. Dennoch ziehe ich mich bis auf die Unterhose aus, gehe bis zu den Knien ins eiskalte Wasser, halte mich an einem Stein fest, beuge mich mit dem Kopf vor und mache meine Haare nass. Das Wasser ist so kalt, dass ich es nicht schaffe ganz einzutauchen und des Weiteren habe ich Angst der starken Strömung nicht standhaft genug zu sein und weggespült zu werden. Ich shampoooniere meine nassen Haare ein und wasche den Rest des Körpers rasch ab, bevor ich meinen Kopf wieder ins kühle Nass strecke, um das Shampoo auszuwaschen. Nach vollendetem Waschgang lege ich mir mein Handtuch um und säubere Teile meiner Kleidung im Fluss. Anschließend setze ich mich am Flussrand auf einen Stein.

Ich fühle mich in diesem Moment so wohl und endlich wieder frisch und sauber, sodass ich diesen Moment noch einige Minuten genieße, mein Gesicht der Sonne entgegenstrecke und mich von ihr trocknen und wärmen lasse.

Als wir uns auf den Retourweg machen, wartet ein Einheimischer auf uns, der uns Ketten verkaufen möchte. Ich kaufe mir eine, auf der Kerne von einem Strauch aufgefädelt sind, die aber ausschauen wie schöne, kleine Muscheln. Als Anhänger ist der Hauer eines Wildschweins dran.

Nicht nur den Schmuck machen die Einheimischen, auch die Tragetaschen werden selbst gehäkelt. Damit werden die eingekauften Dinge von Wamena ins Dorf über die Berge transportiert. Die Tragebeutel sind extrem elastisch und dehnbar und darin wird alles Mögliche transportiert. Es gibt zwei verschiedene Größen dieser von Hand gemachten Tragetaschen. Der Sack wird randvoll beladen – meist mit Lebensmitteln – und die Um-

hängeschlaufe wird um den Kopf gelegt, sodass sie an der Stirn liegt und der Sack hinten am Rücken herunterhängt. So werden die schwersten Dinge über kilometerweite Pfade nach Wamena und wieder zurück ins Dorf transportiert.

Mit den Klos ist das auch so eine Sache. Man sieht meistens irgendwo im Dorf einen flach getretenen Weg zwischen Sträuchern. Dort geht man entlang, bis man sich irgendwo hinhockt. Meistens sieht man neben sich das Geschäft des Vorgängers und erleichtert sich einfach daneben in der wilden Natur. Der Unterschied bei mir ist der, dass ich danach Taschentücher verwende und dies die Einheimisch nicht tun. So weiß jeder, der nach mir geht, dass das von mir ist, weil nur dort Taschentücher danebenliegen.

Manchmal ist das mit dem Klogang auch gar nicht so einfach, vor allem als Frau. Zuerst muss man sich ausziehen, sein blankes Hinterteil dem Grünzeug entgegenstrecken, das in die nackte Haut piekt, und letztlich muss man auch noch vorsichtig sein, dass man sich nicht ans eigene Bein pinkelt.

Als wir das nächste Mal in ein Dorf kommen, sehen wir eine junge Frau, die an der Wadeninnenseite blutet. Ich frage sofort ganz entsetzt nach, was passiert ist. Kosman erklärt uns, dass sie beim Arbeiten am Feld auf den Rücken und Kopf gefallen ist und dort nun Schmerzen hat. Die Tradition besagt, wenn man Schmerzen hat, muss man das schlechte Blut, das durch eine Verletzung entsteht, aus dem Körper fließen lassen. Deswegen schneiden sie sich mit einer Messerklinge, die an einen Ast gebunden wird, in die Ellenbogenkehle oder die Innenseite der Wade. Es bildet sich um die Wunde sofort eine Art Beule und das Blut fängt an zu rinnen. Das ist für die Dani die Bestätigung der Heilung und der Beweis, dass das Schlechte aus dem Körper entfernt wird. Diese Frau hat sich wahrscheinlich nur etwas geprellt und nach drei Tagen Ruhe wäre sie kuriert gewesen. Da bereitet ihr der Schnitt sicherlich größere Schmerzen als die eigentliche Verletzung. Ein großer Kulturunterschied, den ich erst verarbeiten muss.

Ein weiterer Kulturunterschied besteht darin, dass sich die Männer ein großes Loch durch die Nasenmittelwand stechen. Das sieht man meist dann, wenn man die Männer von der Seite anschaut. Bei Zeremonien stecken sie sich dort den Zahn eines männlichen Schweins durch. Solche Zeremonien finden nicht allzu oft statt, zum Beispiel zu Weihnachten oder bei der Eröffnung einer neuen Kirche. Wenn nichts Derartiges stattfindet, bleibt das Loch in der Nase frei und somit ist es möglich durch die Nasenwand hindurchzusehen.

Wir haben bereits zwei Danis in diesem Dorf getroffen, die außer eines Peniskotekas aus Holz nichts tragen. Urs kauft sich selbst auch ein Penis-koteka und wir holen uns noch jeweils eine Kette.

Ein wenig später machen wir eine ungewöhnliche Begegnung: Mitten in all den dunklen Papuanern entdecke ich plötzlich einen Albino. Er ist komplett weiß, von der Haut bis zu den Haaren und seine Augen besitzen eine rote Iris. Nicht nur, dass es ein heftiger Kontrast zu den anderen Einheimischen ist, es ist zweifelsohne auch sehr schwierig für so einen Menschen hier zu überleben. Albinos müssen das Sonnenlicht meiden und das ist hoch oben in den Bergen sehr schwierig.

Am fünften Tag sind Urs und ich früh wach. Es ist sieben Uhr, die Sonne scheint und es wird sicher ein traumhafter Tag. Die Nacht am Boden in einer Strohhütte war ein bisschen hart, aber besser als ich gedacht hätte. Kosman und Jonas schlafen immer in der Küche beim Feuer und nach dem Aufstehen gesellen wir uns für das Frühstück zu ihnen.

Ein Dani hat sich seit einiger Zeit unserer kleinen Gruppe angeschlossen. Man merkt an ihrem Verhalten, dass diese Menschen einem ganz anderen Kulturkreis entstammen, beispielsweise wenn sie lachen und kichern wie kleine Kinder. Wir haben Konservendosen mit und der Dani hat eine entdeckt und ist fasziniert von dem Verschluss, der am Deckel befestigt ist. Als er versucht die Öffnungslasche abzunehmen, es ihm aber nicht gelingt, helfe ich ihm. Ich händige es ihm anschließend aus und der Mann zeigt absolute Begeisterung und steckt sich die Öffnungslasche als Ring an einen seiner Finger. Es ist schön anzusehen, wie ein Erwachsener so unbekümmert und fröhlich auf Kleinigkeiten reagiert.

Heute ist die letzte Nacht unserer Wanderung und morgen kehren wir wieder nach Wamena zurück. Der Weg zurück ist sehr einfach und führt uns die meiste Zeit flach geradeaus. In unserer letzten Unterkunft ist es allerdings wirklich ekelhaft. Unser Schlafplatz befindet sich heute wieder am Boden, aber der Bodenbelag selbst ist so widerlich, dass ich nicht einmal meinen Schlafsack darauf legen möchte. Überall sind Spinnweben und Käfer, es stinkt furchtbar nach einer Mischung aus modrigen, alten Socken und Urin und es befinden sich zwei große, nasse und dunkle Flecken am Boden – genau dort, wo wir uns hinlegen sollen. Um uns von diesem Schock zu erholen, setzen wir uns in die Kochhütte, schauen beim Kochen zu und essen gemeinsam. Kosman erzählt uns: „Es ist nicht üblich, dass die Touristen bei so einem Trip mit den Einheimischen zusammen in derselben Hütte sitzen.“

Ich entgegne darauf: „Wieso? Und wo essen die Touristen denn sonst?“

„Die meisten Touristen essen immer getrennt abseits der Küchen, weil die Rauchentwicklung zu extrem und die Hitze kaum erträglich ist und es zudem sehr unbequem ist.“ Aber das wollen wir uns nicht nehmen lassen, denn dazu sind wir ja hier: um so viel und so nahe wie möglich mit den Einheimischen zusammen zu sein.

Die Feuerstellen in den Holzhüttenküchen werden übrigens so eingerichtet, dass die Frauen ein kleines Loch im Boden machen, Äste darüber legen und am Schluss ein Feuer entfachen. Zwei dickere Äste werden quer über die Feuerstelle gelegt und dort kommt ein Topf mit Wasser darauf.

Heute ist es zwei Mal passiert, dass der Topf ins Feuer gekippt ist und dadurch eine riesige Rauchwolke entstanden ist. Ich bin sofort aus der Hütte gesprungen. Die anderen sind vor Schreck sitzen geblieben. Jonas lacht über diesen Zwischenfall so viel und auf so eine lustig erheiternde Art, sodass man einfach mitlachen muss.

Der letzte Tag unserer sechstägigen Wanderung ist der 3. Juni. Wir stehen gegen fünf Uhr auf und bekommen stark gesüßten Tee und Kekse, weil unsere Essensvorräte bereits aufgebraucht sind. Wir brechen Richtung Wamena auf und nach einer halben Stunde haben wir es fast geschafft.

Wir überquerten in den sechs Tagen insgesamt drei Brücken, die allesamt sehr instabil und nicht gerade vertrauenswürdig wirkten. Hier überqueren wir nun die letzte. Sie war wahrscheinlich die stabilste von allen, aber trotzdem bin ich erleichtert als ich sicher und unverletzt auf der anderen Seite ankomme.

Erst als wir auf der anderen Seite des reißenden Flusses angekommen sind, erzählt uns Kosman: „Diese Brücke stand früher einige Meter weiter links und ist vor ein paar Wochen eingestürzt.“

Ich schaue in die Richtung, in die er mit seinem Kopf deutet, und ich kann außer den beiden Pfeilern nichts mehr von ihr wahrnehmen.

Mit aufgerissenen Augen frage ich ihn entgeistert: „Und wurde jemand verletzt?“

„Es befanden sich zu dieser Zeit eine Gruppe wie wir es jetzt sind auf der Brücke. Der Guide und zwei Touristen sind hinabgestürzt und dabei ertrunken.“

Ich kann es kaum glauben, versuche aber meine Entgeisterung so gut es geht zu verbergen und wir marschieren weiter.

Urs und ich wollen beide so schnell wie möglich ins Hotel zurück. Innerhalb dieser sechs Tage haben wir beide den unangenehmen Geruch der Leute angenommen.

Im Hotel angekommen wasche ich mir zwei Mal hintereinander die Haare und betreibe eine rundum Körperpflege: shampooieren, rasieren, Hornhaut abrubbeln, Nägel machen, Augenbrauen zupfen und eine Gesichtsmaske auflegen. Danach fühle ich mich endlich wieder sauber und dieses Gefühl ist nach sechs Tagen Dreck und Gestank sehr angenehm.

Jetzt sind wir seit zwei Nächten in Wamena. Anschließend fliegen wir weiter nach Jayapura, bleiben dort eine Nacht und schließlich geht es wieder nach Jakarta zurück.

Die Kosten für diese Wanderung betragen 25 Euro pro Person und pro Tag. Da waren der Guide, unser Träger, die Unterkünfte, Transportmittel vor Ort, Essen, Brennholz und Reisegenehmigung beinhaltet. Nach meiner Rückkehr von der Tour recherchiere ich im Internet über die Dani-Kultur in West-Papua. Da der Trip spontan war, hatte ich vorher keine Zeit dafür. Erst dadurch wird mir richtig bewusst, wie wenige Touristen sich bisher in diese Gegend gewagt haben, um die traditionell gekleideten Dani-Völker zu sehen.

Den ersten Tag nach unserer sechstägigen Wanderung verbringen Urs und ich in einem Hotel in Wamena, schauen Filme, lesen, ich schreibe an meinem Blog, wir schauen uns die Fotos von unserem Trip an und lassen alles Revue passieren. Abends treffen wir uns mit Mentari zum Essen, dem Einheimischen, den wir auf unserem Flug von Jayapura nach Wamena kennengelernt haben. Mentari nennt uns ein Hotel in Jayapura und eine Wegbeschreibung vom Flughafen dorthin, wo wir vorhaben eine Nacht zu bleiben, um am nächsten Tag den Anschlussflug nach Jakarta zu nehmen.

Nach unserem Rückflug von Wamena nach Jayapura kommen wir im von Mentari empfohlenen Hotel an. Das Hotelzimmer gehört zu den schlechtesten, in denen ich bis jetzt übernachtet habe. Es ist dreckig und ekelhaft. Dass heute Nacht mein Seidenschlafsack zum Einsatz kommt, steht für mich fest. Die Toiletten besitzen keine Klospülung und nur ein Eimer voll Wasser mit einem Schöpfbehälter steht daneben. Die Dusche funktioniert eher schlecht als recht: Der dürftige Duschkopf ist knapp über der Schüssel angebracht und spritzt kleine Wasserstrahlen quer durch das zwei Quadratmeter große Bad. Einen Abfluss gibt es zwar, dieser ist aber, nach der zehn Zentimeter hohen Überschwemmung zu urteilen, verstopft. Für die Klimaanlage gibt es nur eine Fernbedienung im ganzen Hotel und so

muss man jedes Mal, wenn man die Temperatur verstellen oder die Anlage ein- und ausschalten will, den Rezeptionisten holen. Mülleimer gibt es keinen und so sind wir diesmal so unverschämt, unseren Müll einfach auf dem Boden liegen zu lassen und nicht unsere letzten Plastiksäcke zu opfern, um den Mist fein säuberlich zusammenzusammeln, wie wir es sonst tun. Der letzte gemeinsame Tag von Urs und mir bricht an, denn danach geht es für ihn, nach einem Zwischenstopp in Bangkok, zurück in sein Heimatland, die Schweiz.

Am nächsten Tag heißt es um fünf Uhr aufstehen, alles zusammenpacken und wasserdicht machen, denn es regnet draußen in Strömen. Zum Glück sind es nur drei Minuten zu Fuß von unserem Hotelzimmer zum Flughafen.



Die Schweine in der Stadt Wamena



Die gefährliche Brücke, die über den reißenden Baliem Fluss führt



Ich mit einem Dani, der ein typisches Koteka trägt



Ein einheimisches Dorf, das meist aus vier bis sieben Hütten besteht



Eine Kirche mit Wellblechdach



Bei unserer Wanderung mit Blick auf das Baliem Tal



Vor jedem Dorf mussten wir eine Steinmauer überqueren



Kosman und ich bei unserer gemeinsamen Wanderung



Ich musste mich weit nach unten bücken, um in die Hütte reinzugehen



Die Feuerstelle in einer Holzhütte, die als Küche dient



Eine der Brücken, die uns auf die andere Seite des Flusses brachten



Ein Einheimischer mit einem traditionellen Kranz am Kopf



Die Frau, die mir ihre Hand mit vier abgeschnittenen Fingern zeigte



Eine selbstgemachte Tragetasche der Einheimischen